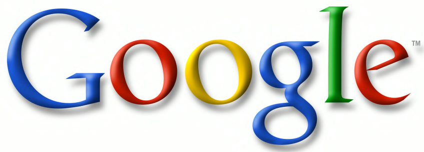


Judentum und Christentum.

Vortrag gehalten in der
Montefiore-Loge U. O. B. B.
von Maximilian Stein.

Berlin 1906.
Herausgegeben von der Grossloge für Deutschland U. O. B. B.

Judentum und Christentum.

Vortrag

gehalten in der Montefiore-Loge U. O. B. B.

von

Maximilian Stein.



Berlin 1906.
Herausgegeben von der Groß-Loge für Deutschland U. O. B. B.

Akz 108380

Als Manuskript gedruckt.

36 1

ur zögernd komme ich dem mir gestellten Ersuchen nach, heute hier über ein Thema zu sprechen, das in jüdischen Kreisen im allgemeinen als ein scheues Rührmichnichtan zu gelten pflegte, dem man am liebsten auswich. Das Judentum, das an sich schon durch seinen Fortbestand dem Christentum gegenüber wie ein ewiger Protest wirkte, mied Erörterungen, die aggressiv gedeutet werden konnten, obwohl die eigenste Selbstverteidigung gebot, sich näher mit den Lehren der Tochterreligion zu befassen. Aus der Kreuzung von Christentum und Judentum sprühten leicht bedenkliche Funken. Man unterdrückte lieber die Auseinandersetzung. Die Verhältnisse haben sich glücklich geändert. Scheiterhaufen und Ketzergerichte sind einigermaßen überstanden. Die Macht des fortschreitenden Geistes hat der freien Forschung die Tür geöffnet und hat die eigene Selbstbeurteilung des Christentums, seiner Entstehung und Entwickelung einer Revision unterzogen. In großzügigen Darstellungen bahnbrechender Denker wird die christliche Religion in ihren innersten Zusammenhängen mit dem Judentum erkannt und dessen grundlegende Bedeutung für Ausgangspunkt und Gestaltung des Christentums zugestanden

Um so zeitgemäßer und willkommener war das Werk von Dr. Eschelbacher, der in seinen Vorlesungen gegen Harnacks „Wesen des Christentums" in reichem Maße dazu beiträgt, das Verhältnis der beiden Religionen vom Standpunkt des Judentums in vielen lehrreichen Einzelzügen aufzudecken.

Unsere Zeit ist von Problemen erfüllt, unter denen auch die religiösen Fragen nicht zum Stillstand kommen. Es ist viel von verschwommenen Ideen religiöser Verständigung und Versöhnung die Rede. Man verliert bei diesen Diskussionen vielfach den rechten Abstand von Judentum zu Christentum. Grenzverletzungen und Verschiebungen auf dem Gebiete der Religion sind oft mehr verwirrend als heilbringend. Aus einer gerechten Beurteilung der humanitären Lehren des Christentums sowohl wie mehr noch aus jüdischen Selbstachtung ist es geboten, den rechten Maßstab für die Beurteilung des Christentums zu suchen und festzuhalten. Gerade in unseren Kreisen des Ordens Bne Brith, die wir allen religiösen Auseinandersetzungen aus dem Wege gehen, ist es um so angezeigter die großen Einheitsfragen unserer Religion, auch in Bezug auf das Verhältnis zum Christentum zu beleuchten, um auch von dieser Seite das Judentum zum besseren Bewußtsein zu bringen. Es kommt hierbei nicht etwa darauf an, religiöse Fragen mit dem schweren Rüstzeug eingehender Wissenschaftlichkeit zum Austrag zu bringen, als einem vorherrschenden Bedürfnis nach vermehrter Aufklärung entgegenzukommen nnd das Verhältnis der beiden Religionen zu einander in den gegebenen Folgerungen auf uns Laien wirken zu lassen. Betrachtungen auf diesem Gebiete sind um so gerechtfertigter, als sich bei dem Streben nach religiöser Erneuerung, das unsere Zeit kennzeichnet, für das Judentum verheißungsvolle Perspektiven lichtvoll abheben.

Es gibt keinen streng historischen Jesus. Die christlichen Quellen, denen wir Berichte verdanken, sind Kirchengeschichte. Die Gestalt Jesu erscheint im Spiegel gläubiger Romantik und unkontrollierbarer traditioneller Ueberlieferung. Die Apostel berichten vom Hörensagen. Talmud und jüdisches Schrifttum aus jener Zeit nehmen u eder von der neuen Religion noch von ihrem Stifter sonderlich Notiz. Auch die damaligen römischen Historiker legen ihnen keine Bedeutung bei Die Forschung von nahezu 2000 Jahren hat keine nähere Kenntnis der Persönlichkeit Jesu beizubringen vermocht. Dieser Umstand hat die Frage aufwerfen lassen, ob es denn als feststehend anzusehen sei, daß Jesu überhaupt gelebt habe

und ob er nicht als eine sagenhafte Persönlichkeit aufzufassen sei, auf die sich jene religiösen Ideen konzentriert haben, deren Inbegriff Jesu geworden ist. Wenn derartige Auffassungen auch schon deshalb als unzutreffend gelten, weil die Ueberlieferungen zu ausgeprägte persönliche Züge aufweisen, so zeigen derartige Hypothesen und der Umstand, daß so wenige historisch verläßliche Zeugnisse erhalten sind, daß Jesu Auftreten zu Lebzeiten nicht entfernt die nachhaltige Bedeutung gehabt haben kann, die seine oder auf seinen Namen geprägten Lehren späterhin gewonnen haben.

Das Auftreten Jesu ist aus seiner Zeit heraus, den Stimmungen, Strömungen und Zuständen derselben zu verstehen. Sie waren im höchsten Maße von politischer Erregung und religiöser Exaltation durchtränkt. Willkür und Tyrannei der römischen Fremdherrschaft, Aberglauben und soziale Not erzeugten in den unteren Volksschichten eine Atmosphäre, die bis zur Siedehitze gesteigert war.

Schwärmerische Erwartungen hängten sich an glühende Bilder und Hoffnungen, die Sehnsucht schaute Wunderkatastrophen. Ein Fieber messianischer Vorstellungen beherrschte die Menge. In jenen Tagen erstand der Vorläufer Jesu, Johannes der Täufer, der wie viele zeitliche Bußprediger und Schwärmer aber mit größerer Wucht und Stärke als andere das nahe Weltende prophezeite und in flammenden Reden zur Buße und Einkehr aufrief. Ihm schließt sich Jesu an.

Ein Kind des Volkes und seiner Zeit, stand er völlig im Banne und unter dem Eindruck der religiösen und politischen Verwahrlosung, die sich in seiner, von allerlei heidnischen Wesen beeinflußten Heimatsprovinz Galiläa besonders bemerkbar machte. Von seiner Vaterstadt hieß es ja sprichwörtlich: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen“ Hier konnte das barmherzige Evangelium der Armen und Niederen wirksam einsetzen, mit dem sich Jesu an die Aermsten der Armen wandte, an Sünder, Zöllner und Schuldbeladene, an Bedrückte, Gemiedene und Niedriggestellte, die zur Hefe des Volkes gehörten und die er mit der Lehre seiner unter-

schiedslosen Liebe zu sich erhob. Der spätere römische Philosoph Celsus berichtete noch: Die Christen seien nicht Leute, wie man sie in guter Gesellschaft antreffe, sondern ungebildete und ungesittete Menschen, die die wunderlichsten Dinge redeten. Mit seinem ausschließlichen Evangelium für „Mühselige und Beladene" fügte sich Jesu in die wundergläubige Zeit, indem er selbst seine Predigten durch allerlei Wunderkuren bekräftigte.

In Stil und Inhalt lehnten sich seine eindrucksvollen Predigten an die alten Propheten an. Aus ihnen waren die Citate, Kraftstellen und Bilder geschöpft. Es konnte nicht fehlen, daß sie mannigfach mißverstanden und im Wirbel exaltierter Spannung mißdeutet wurden. Die einschneidenste Gegensätzlichkeit erwuchs daraus, daß man die prophetischen Verheißungen von der erträumten Herrlichkeit und dem heranziehenden Himmelreich auf Jesu selbst anzuwenden begann, daß man von ihm, der ursprünglich Mitverkünder der alten Prophezeiungen gewesen sein mag, deren Erfüllung erwartete. Das Volk fiebernd in messianischen Phantasien wollte endlich seinen leibhaftigen Messias und suchte ihn in Jesu, suchte in ihm den auferstandenen Elias, den wiedergekehrten Jeremias und schließlich den heiß und inbrünstig ersehnten Erlöser. Berauscht von dem auf ihn gerichteten verzückten Messiasglauben ward Jesu selbst von ihm erfüllt. Er erlag der Versuchung, zu einem messianischen Selbstbewußtsein zu gelangen, aus dem heraus er sich berufen glaubte, in Gemeinschaft mit seinen Jüngern an der Seite Gottes die Welt und die Menschheit zu richten. Von da ab ließ sich Jesu als übermenschlichen Messias preisen. Dem Volksempfinden lag ein nur religiöser Messias fern. Die jüdische Vorstellung verwob die politisch-nationale und die religiöse Erlösung zu der Hoffnung auf einen Erlöserkönig. Dieser volkstümliche jüdische Einheitsbegriff wurde Jesu zum tragischen Verhängnis. An diesem Wendepunkte erfüllte sich sein Schicksal. Denn auch für römische Begriffe galt keine andere Formel als die eines religiösen und politischen Messias zugleich. Der Messias der Juden konnte nur ihr König sein oder werden wollen. Darum fiel Jesu der römischen Herrschergewalt zum Opfer, darum ließ Pontius Pilatus, der Prokurator

Roms, ihn als Aufwiegler und Unruhestifter kreuzigen, eine Todesart, die durchaus römisch und im Judentum unbekannt war. Auch stand den Juden jener Zeit das Recht einer Urteilsvollstreckung nicht zu. Die Verurteilung erfolgte durch den römischen Prokurator und seine Kreaturen, die Hinrichtung durch römische Soldaten. Eine Tafel am Kreuze bezeichnete die Schuld Jesu mit den Worten: „König der Juden", was nach römischer Auffassung gleichbedeutend war mit Messias. Jesu ward ein Opfer der Brutalität Roms und dessen Statthalters, der in allen Bewegungen nur Aufruhr und Auflehnung sah, die er mit Strenge zu unterdrücken bedacht war. Den ersten Christengemeinden fiel es nicht in den Sinn, die Juden und nicht die Römer für die Kreuzung Christi verantwortlich zu machen. Erst das Christentum von der Mitte des 2ten Jahrhunderts ab brachte diese Legende auf, die ein Hauptmotiv aller haßerfüllten schändlichen Judenverfolgungen wurde.

Nach dem Tode Jesu erwuchsen die mystischen Legenden, die dem späteren Christentum zur Folie dienen sollten. Nicht das Leben Jesu, erst sein Tod mit den sich hieran knüpfenden Vorstellungen der Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkunft führten zu den übersinnlichen Gebilden, aus denen sich eine vom Judentum getrennte Religionslehre formte. Die schwärmerischen, in trunkene Farben der Verzückung getauchten Phantasien, die von einer kleinen Gemeinde gläubiger Juden gehütet wurde, hätten ihr Fundament immer noch nicht vom Judentum abgegraben, wenn nicht Paulus erstanden wäre, der Mann, der ohne Jesu persönlich gekannt zu haben, die um ihn gesponnenen Legenden zu einem System erhoben und damit den Grund legte zu der Christologie, die vom Judentum abzweigte und ihre eigenen Wege ging. Paulus ist der Schöpfer des Christentums.

Er stammte aus der griechischen Stadt Tharsus, die, nächst Alexandrien, eine Hauptstätte jüdisch-griechischer Bildung war. Hier begegneten sich jüdische Religion, griechische Philosophie und zahlreiche heidnische Kulte mit ihren vom Orient herübergewehten Mysterien, die zum Aufbau der paulinischen Christologie viele Elemente beitrugen. Schon in der vorchristlichen Zeit war der Ein-

schlag griechischer Bildung im Judentum merklich hervorgetreten. Diese der Entstehung des Christentums voraufgehende Verbindung von griechischer Philosophie und jüdischer Religion war eine Hauptstraße auf der das Christentum heranzog. Das hellenistische Judentum, aus dem Paulus hervorgegangen war, philosophierte bereits in universalistischer Richtung unabhängig vom gesetzestreuen palästinensischen Judentum, das sich selbst Schranken gesetzt hatte, um einer Berührung mit dem Heidentum vorsätzlich auszuweichen. Paulus riß diese Schranken nieder in der ausgesprochenen Absicht, den Heiden das Judentum leichter zugänglich zu machen und ihnen in seiner Darbietung auf halbem Wege entgegen zu kommen. Wir werden noch sehen, wie dieser Kompromiß den eigensten Absichten Jesu zuwiderlief.

Vor der Entstehung des Christentums hatten die Lehren des Judentums bereits angefangen, weiteste Verbreitung und Beachtung zu finden, gefördert durch die jüdischen Gemeinden der Zerstreuung in Babylon, Aegypten, Nordafrika, Syrien, Kleinasien, Griechenland und Rom. Religiöse Zerfahrenheit und philosophische Unsicherheit begannen die heidnische Welt reif werden zu lassen für monotheistische Ideen, die im Judentum allein enthalten waren. Die Vorbedingungen für Aufnahme und Verpflanzung einer neuen Religion waren gegeben. Das Judentum machte von allen Religionen den tiefsten Eindruck. Das anfängliche Christentum wurde vielfach mit dem Judentum indentifiziert. Je erfolgreicher Paulus darin war, seine Lehren den Heiden in dieser Form zuzuführen, desto mehr nahmen sie auch aus dem Heidentum Elemente in sich auf, die den jüdisch-monotheistischen Lehrgedanken verschoben. Das paulinische Christentum nahm eine vielgestaltige komplizierte Mythologie und spekulative Philosophie an, die sich vom jüdischen Monotheismus entfernte. Jesu war nicht mehr der träumerische fromme Wunderrabbi, Paulus machte ihn zum Gott mit göttlichen Attributen, denselben Jesus, der sich oft als Mensch zu Menschen bekannt hatte. Die Vergöttlichung wurde Hauptdogma der paulinischen Lehre. Paulus hielt sich im ganzen mehr an die Erscheinung wie an die eigentlichen Lehren Jesu. Er konstruierte die

Idee der Erlösung durch einen Gottessohn, indem er von Vorstellungen des prophetischen Judentums, den Mysterien heidnischer Kulte und den Weisheitslehren griechischer Philosophie zu dem Dogma gelangte, Jesu sei als Gottesmensch auf die Erde entsandt, um durch seinen Märtyrertod die Menschheit zu erlösen. Die Persönlichkeit und die Erscheinung Jesu wurde in den Himmel versetzt, mit einem göttlichen Nimbus und einer Fülle übersinnlicher Ausstrahlungen umgeben, die ebenso unjüdisch waren, wie sie andererseits merkwürdige Analogien in heidnischen Quellen aufweisen.

Die vergleichende Religionsgeschichte hat hier die auffallendsten Parallelen in außerchristlichen Religionen festgestellt, wie u. a. die Schriften von Pfleiderer darlegen. Der Begriff eines Gottessohns ist hiernach von der griechisch-platonischen Idealwelt in die christliche Theologie übergegangen. Die indisch-buddhistischen Religionsschriften erzählen vom Erlöser Buddha, dessen Leben mit wunderbaren Sagen ausgeschmückt wurde, die an die späteren christlichen Legenden anklingen. Aus himmlischem Vorleben ist auch Buddha aus Erbarmen mit der Welt herabgestiegen, von einer jungfräulichen Mutter wunderbar geboren. Aus Liebe zu den Menschen entsagt er Weib, Kind, Familie und allem Besitz, um als Welterlöser die Errichtung eines Reiches der Gerechtigkeit zu predigen. Er sendet seine Jünger, die allen Familienbanden entsagen müssen, als Bettelmönche aus, um das Mitleid zu lehren. Die Sage erzählt, wie er Kranke wunderbar geheilt, mit einem kleinen Brode Hunderte gesättigt, verborgene Dinge allwissend erkannt, in himmlischem Lichte verklärt seinen Jüngern sich gezeigt habe. Und so ist auch er zuletzt wie Jesu im Glauben seiner Gemeinde vom menschlichen Lehrer zum göttlichen Himmelswesen erhoben worden. (Pfleiderer).

Das Judentum kennt keine Mythologie und widerstreitet aller Mythologie. Ein Gottmensch widersprach allen jüdischen Ideengängen. Dem Judentum war schon jeglicher Personenkultus um wie viel mehr jegliche Menschenvergötterung zuwider, wie dies am markantesten aus der jüdischen Darstellung von Mose hervorgeht.

Paulus wollte anfänglich den jüdischen Ursprung nicht ganz verleugnet sehen: Er vergleicht den neuen Glauben mit Oelbaumzweigen, denen er zuruft: „Wisset, daß nicht Ihr die Wurzel tragt, sondern die Wurzel Euch.“ Bald aber sagt sich Paulus vom Judentum und jüdischem Gesetz los, das er fallen läßt, um in aller Form das Ende des jüdischen Gesetzes zu proklamieren. Soweit er dabei als Willensvollstrecker Jesu auftritt, befindet er sich in schroffem Gegensatz zu vielen Aussprüchen desselben.

Hatte man doch den Heiland, den Paulus verkündete, jüdisch gesetzestreu gekannt. Wenn er auch bereits manchem Brauch und Buchstabenglauben widersprach, so blieb Jesu bei alledem bis zu dem Zeitpunkte, wo er sich als Messias im Widerspruch zum Judentum über dasselbe erhob, erzjüdisch. Er stand zum mindesten in vielen wichtigen Punkten noch auf dem Boden des Judentums. Die Juden bleiben ihm „die Quellen des Heils.“ Er fordert Gesetzestreue: „Wer auch von den geringsten Geboten der Thorah eines aufhebt und dies die Menschen lehrt, der wird selbst zum geringsten im Himmel.“ „Glaubt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben; ich sage Euch, eher wird Himmel und Erde vergehen, ehe ein Buchstabe von der Thorah vergeht.“

Das sind eigene, unzweideutig überlieferte Worte Jesu.

Wie er selbst, dachten auch die ersten christlichen Gemeinden nicht daran, sich vom Judentum loszulösen. Gebete und Gesänge, Einrichtungen und Gebräuche blieben die jüdischen. Lange Zeit hindurch war das Alte Testament die gemeinsame Bibel. Nahezu 200 Jahre wurden Sabbath und die jüdischen Feiertage zugleich mit den christlichen gefeiert, bis man diese zum Zwecke der bewußten Unterscheidung verlegte.

Wenn sich Jesu gegen Pharisäer entrüstete, so zielte er nicht auf die fromme jüdische pharisäische Schule, sondern auf priesterliche Scheinheiligkeit und Frömmelei, gegen die alle Frommen und Großen in Israel geeifert hatten. Scheinheiligkeit wird im Talmud aufs Schärfste gegeißelt. In der falschen Beurteilung gerade der

Pharisäer, die um jene Zeit der Entstehung des Christentums die vorherrschende und maßgebende religiöse Partei waren, hat sich die Kirchengeschichte besonders hervorgetan. Es ist das Verdienst der jüngeren jüdischen Forschung, in vorderster Reihe der Arbeiten von Schreiner und Ellbogen, klargestellt zu haben, wie wenig jene feindseligen Urteile über die Pharisäer und alle hieraus gezogenen Schlüsse zutreffen. Die Pharisäer waren in Wahrheit fromme und gerechte Männer. Ihre strengen Vorschriften erwiesen sich als nötig, um der eindringenden Hellenisierung Riegel vorzuschieben. Die geforderte Beobachtung der Gesetze war weniger Selbstzweck als Mittel zum Zwecke der Erhaltung des Monotheismus im Judentum, nicht toten Buchstaben, sondern dem lebendigen Geiste der Religion wollten sie dienen. „Gerechtigkeit und Mildtätigkeit wiegen alle religiösen Vorschriften auf" sagt der Talmud.

Jesu predigte anfänglich in den Synagogen des Landes. Wie vor ihm nachdrücklicher und eindrucksvoller die alten Propheten Opfer, Gebete und Satzungen gering achteten, wenn in ihrem Gefolge nicht gleichzeitig wahre Herzensfrömmigkeit, praktische Ausübung und Betätigung der Gebote Gottes einhergingen, so mahnte Jesu, daß man nicht über Unwichtiges und über Formales das Wesentliche der Religion verabsäume. Jesaias hatte bereits gerufen: „Nicht Opfer sind dem Herrn wohlgefällig, sondern tuet Recht und übet Gerechtigkeit." Das gütige, demütig schlichte erste Auftreten Jesu im Umgang mit den Menschen, seine persönliche beispielgebende Verkörperung der Sanftmut und Milde hatte glänzende ältere Vorbilder im Judentum, besonders in Hillel, der in vielem als sein Wegweiser gilt. Vor Jesu hatte bekänntlich der weise, milde und geduldige Hillel kurz und prägnant die Nächstenliebe als den Inbegriff der jüdischen Religion zusammengefaßt nach den Worten der heiligen Schrift: „Was Du nicht willst, das Dir geschehe, das füge keinem anderen zu, das ist die ganze Thorah, alles andere ist Erklärung." In seiner Demut und Sanftmut, in seiner Art wie er Gesetzeserleichterungen anordnete und Frömmlern entgegentrat, ist Hillel, der sich als Holzhauer sein Brot verdiente und noch als Senatspräsident wegen seiner Bescheidenheit, geduldigen Menschen-

freundlichkeit und nachsichtsvollen Liebe sprichwörtlich war, ein klassisches Vorbild Jesu.

Jesu Verheißungen sind im Ganzen dem altjüdischen Ideenschatz entnommen. Er reproduzierte sie aus eigener bewegter Seele, aus einem gütigen, menschenliebenden Herzen. Er selbst erhob aber nie Anspruch darauf, eine neue Religion, einen neuen Gott zu weisen. Er kennt den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, er stützt sich auf die Lehren Mose und der Propheten. Die gründlichen Abweichungen vom Judentum im Christentum sind gegen Jesu „Willen und Bewußtsein“ in dasselbe hineingeraten; sie sind jedoch als Folgen und Wirkungen seines zwiespältigen Auftretens zu betrachten, das in Stimmungsbildern aufloderte, in denen sich die altjüdischen Lehren wie in einer neuen magischen Beleuchtung ausnahmen. Jesu brauchte nur aus den altjüdischen Ueberlieferungen die Perlen zu heben, die seine Reden und Gleichnisse so anziehend schmückten. Das innige persönliche Verhältnis zu Gott als „Vater“, dessen er sich mit Vorliebe bediente, war seit jeher im Judentum geläufig. Alle jüdischen Gebete sind auf diesen Ton, auf dieses Verhältnis zu unserem Gott als Vater im Himmel gestimmt. Die wechselwirkende Gottesliebe war nichts Neues in der jüdischen Religion, welche lehrte: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit ganzem Vermögen.“ Die als christlich angenommenen Grundsätze von Güte, Liebe und Ergebenheit waren längst unveräußerliche Bestandteile der jüdischen Religion. Es nimmt der wunderbar ergreifenden Bergpredigt Jesu, die als Grundriß und Höhepunkt seiner Lehren gilt, nichts an Erhabenheit, daß sie in Form und Inhalt echt jüdisch ist, und daß sie ausschließlich altprophetische und talmudische Sprüche und Vergleiche wiedergibt. Das von vielen Lippen inbrünstig als christlich gebetete „Vater Unser“ büßt nicht im geringsten an Innigkeit dadurch ein, daß es ein notorisch rein jüdisches hebräisches Gebet ist.

Was haben Apostel und Evangelisten, was hat die Kirchengeschichte und Christologie aus dem jüdischen Glaubensbekenntnis ihres Stifters gemacht. Niemals hat, wie Rénan bezeugt, „ein Religionsstifter Anhänger gehabt, die ihm weniger ähnlich waren

wie Jesu.". Wie himmelweit entfernt von allem jüdischen Glaubensbekenntnis ist der mystisch-dogmatische Bau der Christologie mit ihrer Dreifaltigkeit, dem Dogma der Erbsünde und den sonstigen übersinnlichen Mysterien, die die Nachfolger Jesu über seine schlichten Lehren errichteten.

Um ein Zuviel an Zeremonien wollte angeblich das erste Christentum das Judentum erleichtern. Die Kirche sah ein, daß eine Religionsgemeinschaft ohne Zeremonien unhaltbar ist und sie setzte an Stelle der jüdischen Formeln christliche Satzungen, die jene an Strenge überboten. Gegen die dogmatische Schutzmauer, die die Kirche um das Christentum gezogen hat und gegen ihre Sakramente, wiegen alle Zeremonialgesetze federleicht, mit denen sich das Judentum umgeben hat, um die jüdischen Lehren zu konservieren. Ohne den zusammenhaltenden Ring dieser Zeremonien, auch mehr historisch wie religiös betrachtet, wäre das Judentum mit seinen über die ganze Erde zerstreuten Anhängern gesprengt und auseinandergefallen. Gewiß mag das Bestreben Ketten um das Judentum zu legen, die den Zugang zu ihm erschwerten, seine universelle Ausbreitung gehindert haben. Vielleicht wäre das Judentum auch ohne das spätere Christentum Weltreligion geworden, aber es verzichtete lieber auf Weltherrschaft, als das es bereit gewesen wäre, seine innerste religiöse Fassung preiszugeben. Der welthistorische Fehler, den man dem Judentum vorhalten will, nämlich, daß es sich partikularistisch isoliert hat, wird dann zum welthistorischen Verdienst. Nur so konnte es seine Gotteserkenntnis, Ethik und Sittenlehre durch die Jahrtausende tragen, ohne den religiösen Schatz, den es zu hüten hatte, auszuwechseln.

Das Judentum fühlte sich als auserwähltes Volk nur in Bezug auf die religiöse Mission, Träger des monotheistischen Gottesgedankens zu sein. Er hat Gott nicht als einen Gott der Juden für sich in Anspruch genommen, sondern als Herrn der Welt, als den Gott des Universums; „Haben wir nicht alle einen Vater, hat nicht ein Gott uns alle erschaffen?" ruft der Prophet. „Mein Haus soll genannt werden ein Haus der Anbetung für alle Völker." Das jüdische Messiasideal, in welchem die Persön-

lichkeit des Messias nur Nebenmotiv ist, erhofft eine Zeit des allgemeinen Völkerglücks, eine Zeit der Herrlichkeit für die ganze Menschheit. Wie weit die geistigen Grenzen waren, die das Judentum zog, illustriert das Wort: „Die Gerechten aller Völker sind teilhaftig des ewigen Lebens.“ Die Toleranz ging bis zu dem Ausspruch: „Jeder, der sich zur Einzigkeit Gottes bekennt, ist als ein Jude zu betrachten.“ Umsoweniger Anlaß hatte das Judentum zu seiner Ausbreitung um jeden Preis Bekehrung zu treiben. Am allerwenigsten anerkannte das Judentum den Uebertritt aus Egoismus und Interesse. Der Talmud spricht sich hierüber sehr bezeichnend aus, indem er am Zeitalter Davids und Salomons exemplifiziert: man solle selbst in glanzvollen Zeiten des Judentums keine Proselyten aufnehmen, von denen vorausgesetzt wird, daß sie nicht aus wahrhafter Ueberzeugung Juden werden wollen. Sowohl ein Mann, der einer Frau wegen zum Judentum sich bekehrt, ebenso wer Jude wird, um zur Königstafel zu gelangen, oder Staatsdiener des Königs zu werden, ist kein Proselyt. Welch anderer Geist leitet dagegen den herrschenden christlichen Staat. Nur soweit die religiöse Frage zur Machtfrage wurde, sei darauf hingewiesen, wie sehr sich Kirche und politische Macht gegenseitig in ihren Dienst zwangen. Seitdem auf den Trümmern Roms sich neue Reiche gebildet hatten, mit denen das Christentum seine Ausbreitung fand, ist es im Gefolge der Staatsmacht verblieben, die sich in der klugen Politik des Papsttums ergänzte. Daß sich das Judentum, obwohl es alle Zeit die Macht in all ihrer Härte gegen sich hatte, dennoch erhalten konnte, beweist nicht zum wenigsten die Ewigkeit der jüdischen Idee. wie sie Mose und die Propheten überlieferten.

Die großen Religionsstifter und Gesetzgeber Zarathustra in Persien, Plato in Griechenland, Buddha in Indien, Confucius in China haben bewunderungswürdige Werke geschaffen, die wie Obelisken als wertvolle Denkmäler der Vergangenheit in die Kulturgeschichte ragen. Die gewaltigen jüdischen Propheten Elias, Amos, Jesaias, Jeremias waren mehr Sittenprediger als philosophische Deuter mystischer Gottesbegriffe. Ihre Worte haben den lebendigen

Widerhall bewahrt, weil in ihnen der monotheistische Gottesgedanke heute noch sein vollendetes Echo findet.

Die uralten Kulte der Babylonier, Perser, Aegypter, Assyrer sind verschwunden. Die jüdischen Lehren des Wahren und Guten, der Ethik und Gerechtigkeit, überboten und überlebten die griechischen Lehren des Schönen. Die Römer und ihre Erben die Germanen akzeptierten das Judentum in der Form eines mystischen Christentums, dem die Aufgabe verblieben ist, sich zu der monotheistischen Reinheit zurück zu entwickeln, von der es sich vor zwei Jahrtausenden abspaltete.

Ueberblicken wir abseits der christlichen Mythologie die markanten Unterschiede zwischen Christentum und Judentum, so heben sich aus demselben zwei grundlegende Motive heraus: die christliche Dogmatik des unbedingten Glaubens, wie sie noch Paulus formuliert hat, und die weltabgewandte pessimistische Verneinung des diesseitigen Lebens zu Gunsten eines ausschließlichen Jenseits. Auch die Feindesliebe wird als spezifisch christliche Errungenschaft ausgegeben, als die von Jesu herrührende Steigerung der Nächstenliebe bis zur Höhe einer den Feind umfassenden Liebe als das höchste Ideal der Sittlichkeit. Schon im Talmud wird die Feindesliebe sehr hoch gepriesen. Es heißt unter zahlreichen anderen Stellen: „Die sich beleidigen lassen und nicht wieder beleidigen, die Kränkungen hinnehmen ohne zu erwidern, sie werden einst als Gottes Lieblinge glänzen in der Morgensonne.“ Allenfalls wird diese Selbstüberwindung nicht bis zu der extremen christlichen Formel getrieben: „Wer Dich auf die rechte Wange schlägt, dem biete auch die linke dar.“

Stellt man nach dem Schillerschen Wort: „In seinen Göttern malt sich der Mensch“ gegenüber den jüdischen Gott, den man als den Gott der Rache klassifizierte und den christlichen Gott der Liebe, braucht man nicht lange zu fragen, welches Glaubensvolk, das christliche oder das jüdische, mehr um seines Glaubens willen zu dulden hatte. Wenn es in den biblisch strengen Warnungen vom jüdischen Gotte heißt, er lasse nicht ungestraft bis ins vierte

Geschlecht, so geht dem Satze voraus: „Gott ist barmherzig und gnädig, langmütig und großmütig, er bewahrt die Liebe bis ins tausendste Geschlecht.“ Zur Barmherzigkeit, so heißt es, schuf Gott die Welt. Bis zum heutigen Tage ist die jüdische Barmherzigkeit in einem Maße das Kennzeichen des Judentums geblieben, daß alle scholastischen Behauptungen von einer ihr entgegengesetzten größeren christlichen Liebe dagegen verblassen. Der fatalistische christliche Gedanke, daß man auf jeglichen Widerstand verzichten solle, ist aus der weltabgewandten christlichen Askese zu erklären, deren Leitsatz die Verneinung des Wertes unseres irdischen Lebens überhaupt gewesen ist. In eben dem Maße ist die christliche Intoleranz eine Konsequenz des christlichen Dogmos vom absoluten Glauben. Indem es den Begriff des „Ungläubigen“ schuf und „Andersgläubige“ von allem Heil ausschloß, brachte dieser es mit sich, daß dem Prinzip der Liebe im Christentum gleichzeitig ein Trieb der Unduldsamkeit parallel lief.

Jesu bekundete wenig Sinn für Aufgaben hienieden. Alle irdischen Dinge sind ihm gleichgültig in der Erwartung des bevorstehenden Weltendes, von der die Zeit erfüllt war. Das Jenseits allein bannt seine Sinne. Darum sind ihm alle irdischen Bande, die dem Leben Wert und Bedeutung verleihen, wie Familie, Eigentum, Erwerb, Gesetze und Verordnungen wertlos. Wie Buddha seinen Jüngern zugerufen hatte, so ruft Jesu: „Verkauft Eure Habe und gebet Almosen. . . Keiner, der nicht allem was er hat, entsagt, kann mein Jünger sein.“ Damit geht die Lossagung von der Familie einher: „Wenn einer zu mir kommt und haßt nicht Vater und Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, ja sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“ Der Verzicht auf alle irdischen Interessen steigert sich zu dem Satz: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Lag das höchste Ziel des Buddhismus im Nirwana, in der absoluten Resignation des Lebens, leugnete auch der Platonismus den Wert alles praktischen Lebens, so ist Jesu, Paulus und allen neutestamentlichen Schriften eine gründliche Weltverachtung gemeinsam. Ihr düsterer Pessimismus sieht im Leben nur ein Jammertal

sündhafter Menschen. „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist“ heißt es auch in den späteren Evangelien.

Ganz im Gegensatz zu dieser christlichen Tendenz der Zerknirschung, der äußersten Demütigung der Persönlichkeit, der asketischen Entsagung und Weltflucht, stellt sich das Judentum als die Religion des Optimismus dar. Der Talmud meint, ein jeder dürfe sich sagen, um seinetwillen sei die Welt geschaffen. Das Judentum ist, so viel es auch zu dulden und zu tragen hatte, unbeugsam optimistisch geblieben. Es hält den Blick vor allem auf das Leben und seine Aufgaben hienieden geheftet. Die geschichtsphilosophische Auffassung von Ludwig Stein weist dem Judentum in der „Ahnengalerie des Optimismus“ den obersten Rang an. Im Vergleich zur Mitleidsreligion des Christentums wird das Judentum zum Höhepunkt des Optimismus, weil hier die Glückseligkeit des Menschen nicht rückwärts ins verlorene Paradies und nicht ausschließlich ins himmlische Jenseits versetzt wird, sondern in ein „zeitliches Jenseits“ in die künftige Vervollkommnung des Menschengeschlechtes.

Das Problem liegt am Ende so: welche Aufgaben. Lebenszwecke und Ziele stellen die einzelnen Religionen im Vergleich zu einander und welche sind für die Fortentwickelung der Menschheit als logischer zu betrachten, die jüdisch-optimistisch-weltliche oder die christlich-asketisch-überweltliche. Es scheint für Wirkung und Bestand einer Religion mit entscheidend, daß ihre Heilswirkungen uns nicht da im Stich lassen, wo die Vertröstungen auf das Jenseits allein zur vollkommenen Befriedigung nicht ausreichen mögen.

Hierin liegt aber die eminente Leistung der jüdischen Religion, die an alle für das Leben gestellten Aufgaben den erlösenden Gedanken der übersinnlichen Welt anreiht, ohne sich auf sie zu beschränken und einzuschwören, ohne sie von einander abhängig zu machen. Das Judentum erschöpft sich eben nicht darin, unsere lechzende Seele mit glitzernden Spiegelungen schimmernder Fatamorgana zu sättigen. Das Judentum bietet, kurz ausgedrückt, mit dem Glauben an Gott auch den Glauben an die Menschen. Der Angelpunkt der religiösen und ethischen Gebote ruht daher im

Diesseits. Der Mosaismus sagt: „Tue das Gute, damit es Dir wohlergehe auf Erden.“ Er setzt die Bedingungen eines sozialen Ausgleichs in der menschlichen Gesellschaft fest, um den Menschen soziale Gerechtigkeit zu vermitteln und ihnen zu einem Wohlergehen auch schon hienieden zu verhelfen. Um so weniger kann man Jesu als sozialen Reformer, als Schöpfer einer spezifisch christlichen, der jüdischen entgegengestellten Sozialethik gelten lassen. Was Christentum und Kirche an sozialen Werken leisten, ist gewiß wertvoll, aber sie stammen ebensowenig aus spezifisch christlichem Geiste wie, um mich einer Wendung Eduards von Hartmanns zu bedienen, „die Aepfel und Nüsse des Weihnachtsbaums an diesem gewachsen sind.“ In Jesu Lehren fehlen geradezu die Weisungen über weite soziale Gebiete. Die soziale Ethik ist nicht nur Grundzug des Judentums, sondern stellt sein innerstes Wesen dar. Der Mosaismus ist bereits Sozialethik in gesetzlich gebundener Form. Neben der Menschenliebe steht das Menschenrecht. Entgegen der überweltlichen Tendenz des Christentums stellt das Judentum den Menschen in den irdischen Konsequenzen seines Tuns und Lassens vor eine Selbstverantwortung, die ebenso stark in dem Verhältnis von Mensch zu Mensch, wie in dem Verhältnis zu Gott beruht; sie läuft auf die Folge hinaus, daß sich alles Gute und Böse nach den Geboten Gottes geregelt auch schon hinieden straft und lohnt, in der logischen Konsequenz des Guten und in der folgerichtigen Wirkung alles Bösen. Das Christentum entzog dem menschlichen Handeln diesen realen Boden und hob damit den Gedanken aller selbstbestimmenden Verantwortlichkeit auf. Es verwies alles Irdische, menschlich Weltliche vor die alleinige Instanz im Jenseits. Das Wort Jesu: „mein Reich ist nicht von dieser Welt“ entspricht in keinem Falle jüdischem Geiste.

Ebensowenig ist dies mit dem dogmatisch gebundenen Glaubensprinzip der Fall, wie es das Christentum aufgestellt hat. In der jüdischen Religion liegt der Schwerpunkt in der „Moralität des Handelns“, nicht des Glaubens. Seine Glaubensvorstellungen erfreuten sich stets geistiger Freiheit. Die jüdischen Weisen haben immer eine geistige Auffassung und bildlichen Auslegung der über-

natürlichen Hinweise im Judentum befürwortet. Von der Thorah selbst heißt es, sie könne auf 49 Arten erklärt werden. Die Bilder in denen uns die Persönlichkeit und Wirksamkeit Gottes als das ordnende Prinzip im Weltall zum Bewußtsein gebracht werden, sollen nach der ausgesprochenen Absicht des jüdischen Schrifttums unserem beschränkten Begriffsvermögen zur Hülfe kommen und in der Sprache der Menschen den Gottesbegriff und die göttliche Weltordnung unserem Verständnis nahe bringen. Das Judentum, das die ethische Umwandlung aller Moralbegriffe schuf, das den kategorischen Imperativ der Ethik hervorgebracht hat, wurzelt in der Wirklichkeit. Ist das Christentum in der Hauptsache etwas, das geglaubt werden muß, so muß das Judentum geübt, betätigt, gelebt werden. Das Christentum hat Ketzer ihres Unglaubens willen verbrannt und verdammt, das Judentum hat immer nur die Tat gerichtet, nicht aber den Geist und die Herzen. Keine Religion läßt der Gewissensfreiheit so viel Raum wie die jüdische. Dem Christentum war es vorbehalten den Menschen vor dem Konflikt zwischen Glauben und Wissen zu stellen. Der Ausgleich von Religion und Wissenschaft war und ist vom Standpunkte des Judentums um vieles leichter zu erreichen. Alexander von Humboldt nannte das Judentum die einzige Religion, die sich mit Wissenschaft verträgt. Die jüdischen Religionsphilosophen konnten erklären: Das Judentum ist Wissen, ist Erkennen. Das Christentum hört mit der bewußten Erkenntnis auf. Es steht und fällt mit seinen Dogmen. Vergebens suchen die freien Köpfe von Schleiermacher, David Friedrich Strauß bis zu Harnack die grundlegende Dogmatik des Christentums umzuphilosophieren und allegorisch zu entwickeln. Die übersinnlichen und übernatürlichen, auf die Person des Stifters Jesu gestellten mythologischen Glaubenssätze geben dem Christentum erst seinen Charakter. Sie leugnen heißt das Christentum verleugnen. Was bliebe von ihm übrig, wenn man den ganzen Apparat an mystischem Kultus wegdenkt und die Dogmen ausschaltete, eine Humanitätslehre, die in ausgiebigem Maße bereits im Judentum geboten war. Der Historiker Breysing sagt mit Recht: „Alles, aber auch alles, was den Christenglauben hinaushebt über andere

Religionen, ist jüdischen Ursprungs." Wenn nun heutzutage vielfach Rückkehr zur Person Jesu gefordert wird, zu dem, was er in Wahrheit gelehrt und gepredigt hat, was würde dies nach allem, was der Rabbi von Nazareth aus der jüdischen Religion geschöpft hat, viel anderes bedeuten als eine Art Rückkehr zum Judentum. Das Christentum muß umlernen. Seit seiner Entstehung hat es sich in andauernder innerer Aenderung befunden. Mit der Reformation vollzog sich eine geistige Revolution, die mit Luther nicht beendet ist. Das Christentum reformiert sich weiter. Das Judentum konnte sich, ohne religiös zu erstarren in seiner Geschlossenheit und Einheit gleich bleiben. Es hat sich in den Berührungen mit dem Geiste der Zeit und mit allen Geistesbewegungen immer nur verjüngt und innerlich gekräftigt, ohne sich im Wesen zu ändern. Die Methamorphose des Christentums erscheint unberechenbar. Es ist nicht abzusehen, wo seine fernere im Fluß befindliche Entwicklung münden wird. Zwischen dem Begriff Jesu als Mensch und der Anziehungskraft, die Christus als Gott auf den Glauben von nahezu 500 Millionen gläubiger Christen ausübt, liegt es wie Himmel und Erde, die sich nie begegnen. Ihre kniegebeugte Andacht betet einen himmlischen Heiland an, den König eines Märchenlandes wunderbarer Seligkeiten. Zu ihm mag man auf den Fittichen des Glaubens emporgelangen, nicht aber auf den philosophischen Krücken moderner Auslegungen. In ihren kühlen Reflexionen verblühen die Wunderblumen und versinken die Zaubergärten.

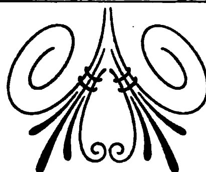
Die freisinnige Forschung vereinzelter geistvoller Gelehrter, die das historisch gewordene, vom menschlichen Jesus überkommene Christentum in zeitlich gegebene Formen fassen will, steht im Gegensatz zur überwiegenden Theologie, die sich nicht damit begnügen kann, Jesu als einen, wenn auch noch so hochgestellten menschlich religiösen Heros anerkannt zu wissen. Für sie bleibt die Frage: „wer war und was wollte Jesu" nur dogmatisch in der allein seligmachenden, als unfehlbar aufgefaßten Christologie zu beantworten. Sie hält an der Grundlage der christlichen Religion fest, daß Jesu und Gott Eins sind, nicht als Künder und Vermittler der Gottheit, sondern als Wesensteil ihrer selbst. Diese theologische Ueber-

zeugung ist vom Standpunkt der christlichen Religion, deren Basis sie ist, ebenso natürlich, wie sie gleichzeitig den unüberbrückbaren religiösen Gegensatz von Judentum und Christentum offenbart. Dieser fundamentale Gegensatz bringt uns zum Bewußtsein, wie sehr alle diejenigen im Unrecht sind, die da meinen, das Judentum beruhe nur auf Pietät und es hätte „der Welt nichts mehr zu sagen.“ Wir sehen vielmehr, daß das jüdische Glaubensvolk, das man das religiöse Genie unter den Völkern genannt hat, seiner religiösen Mission noch nicht enthoben ist, die sich in ewiger Wiederkehr erneuert. Das Judentum hat allen Anlaß sich geistig und ethisch in sich selbst zu konzentrieren und sich nicht durch eine bedenkliche Salonphilosophie den geistigen Boden auflockern zu lassen, in dem es wurzelt. Es sind verwirrende Schlüsse, wenn man glaubt, die beiden Religionen ließen sich künstlich ineinander schachteln. Bei allem aufrichtigen Respekt vor den humanen Lehren des Christentums, bei aller Dankbarkeit für den uns eingeräumten Anschluß an die Kulturarbeit im heutigen Staat, muß daran festgehalten werden, daß wohl Judentum und Christentum parallel nebeneinander und miteinander der religiösen Erhebung der Menschheit dienen können, wie dies die großen Männer im Judentum immer am Christentum anerkannt haben, daß insbesondere Christen und Juden friedlich als Glieder der gleichen vaterländischen Volksgemeinschaft in ausgeglichenem vollen Einvernehmen mit einander leben können, daß aber Judentum und Christentum in ihren Glaubensformen r e l i g i ö s grundverschieden bleiben. Es ist keinerlei Verkennung der hohen Idealwerte des Christentums und keine Ueberhebung des Judentums, wenn es sich seine Priorität in der Reinheit seiner monotheistischen Gotteslehre nicht mindern lassen will.

Die verschiedenen Gesichtspunkte weisen uns Israeliten darauf hin, festzuhalten an dem Gefüge unserer religiösen Gemeinschaft, die unsere Kraft ist, unabhängig von allen individuellen, religiösen Nüancen und uns nicht spielerischen Kompromissen hinzugeben, die auf eine abschüssige Bahn der bewußten oder unbewußten Entfernung vom Judentum verlocken und verleiten.

Alle wahre Religion beginnt mit dem Judentum und endet mit dem Judentum.

Eine Betrachtung des Verhältnisses von „Judentum und Christentum" muß daher notwendig und folgerichtig zu der Erkenntnis erheben: Mögen alle Religionen sich in dem gleichen idealen Streben begegnen, deren oberste These die Humanität ist, so führen sie allesamt auf das Wort: „Liebe Deinen Nächsten" zurück, das vom Mosaismus zuerst ausgesprochen wurde. Und wenn noch so viele Reformationen und Synoden in ganzen Bibliotheken von Werken und Folianten sich um die rechte Formel der Gotteserkenntnis mühen werden, sie wird nie in reinerer Fassung gefunden werden können als in dem Satz, den das Judentum mit Lapidarschrift in die Tafeln der Ewigkeit gezeichnet hat: „Höre Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig"





Druck von A. M. Brodacz, Berlin S.W., Ritterstr. 78.



Druck von A. M. Brodacz
Berlin SW. 68, Ritterstr. 76.

DATE DUE			

